Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Der heilige Rock — eine Lehre! — Religiöse Centralisation. — Gebete für Moslims und Nichtmoslims. — Katalogus prohibitorum Zeitschriftum. — Brockhaus in Wien. — Die Kölnische und die Deutsche Allgemeine. — Der Beobachter und Lenau. — Humor und Industrie. — Bäuerle und die Illustrirte.

So ferne man auch den heftigen Zeitungs- und Parteienkrieg von uns zu halten weiß, welchen der „heilige Rock" in Trier in ganz Deutschland entzündet hat, so wird das Wagestück des Bischofs von Trier und die schreiende Opposition, welche dasselbe auch in der Mitte guter Katholiken hervorgebracht hat, für uns die Folge haben, daß es eine gewisse mächtige Partei, welche den Jesuiten so gerne das Wort spricht und das Umsichgreifen ihrer Wirksamkeit mit beifälligen Händen fördert, stutzig machen muß. Es ist eine Warnung, nicht zu weit zu gehen, die man nicht überhören kann. Die Jesuiten und Liguorianer zählen im Schooße des Adels wie des Bürgerstandes mehr Feinde als Freunde. Die öffentliche Meinung ist gegen sie. Wird man auf diese hören? Wird man auch das einzige große Element der Centralisation in Oesterreich: den katholischen Glauben, durch gewagte und von einem großen Theile gewiß mißbilligte Schritte zersprengen und in zwei Lager theilen, wie wir jetzt im übrigen Deutschland das traurige Beispiel sehen? Will man zu dem National- und Sprachenstreit auch noch einen Religionsstreit fügen? Möge der Ronge'sche Brief, wenn auch das große Publicum ihn nicht zu Gesichte bekommt, um so eifriger von jener kleinen Zahl von Männern gelesen werden, die über Staat und Kirche zugleich zu wachen haben. Möge man im Interesse beider Veranlassungen ähnlicher Art von Oesterreich abwenden. Der Uebertreibung ist die Reaction stets auf dem Fuße gefolgt.

Hammer-Purgstall hat dieser Tage eine Sammlung sehr poetischer Gebete, aus dem Arabischen, in deutscher Uebersetzung mit hin-

ten angefügtem Originaltext publicirt. Dieses Büchlein, welches gewiß nicht Jedermanns Kauf ist, sollte unter dem Titel: „Gebete für Moslims und Nichtmoslims" erscheinen. Die Censur strich das „und für Nichtmoslims", worauf der Baron Hammer auch das „für Moslims" strich, so daß das Büchlein jetzt schlechtweg Gebete heißt, was eigentlich, aus dem Gesichtspunkte jenes Censors betrachtet, schlimmer ist als der ganze ursprüngliche Titel. Eine andere Censuranekdote, deren Held gleichfalls der berühmte Orientalist ist, gibt vielen Stoff zum Lachen, obgleich hinter dem Spaß ein trauriger Ernst liegt; ich werde zu seiner Zeit darauf zurückkommen.

Der Catalog der in Oesterreich erlaubten Zeitungen und Zeitschriften, der alle Jahre von der Censur-Hofstelle neu verfertigt und an die Postämter behufs der Abonnements zum neuen Jahre im Monate December versendet wird, bringt, wie ich höre, diesmal keine wesentlichen Aenderungen. Es bleibt halt Alles beim Alten? — Zu den streng verbotenen Zeitschriften gehören Ihre Grenzboten, die „Jahrbücher der Gegenwart" und Biedermann's „Herold". Die Cottaschen Blätter sind, wie sich von selbst versteht, alle erlaubt; die Brockhausschen bleiben verboten. Die kurze Anwesenheit des Herrn Heinrich Brockhaus (er war von Venedig kommend in den letzten Tagen des November eine Woche hier und hatte das Unglück, im Momente, wo er mit einigen Freunden in der kaufmännischen Ressource sich zu Tische setzen wollte, von einer plötzlichen gefährlichen Krankheit überfallen zu werden) gab zu dem Gerüchte Anlaß, es sei um die Zulassung der Deutschen Allgemeinen Zeitung in Oesterreich petitionirt worden; dieses Gerücht kann nur bei Solchen, die unsere Zustände nur oberflächlich verstehen, Glauben finden. Um der Deutschen Allgemeinen Zutritt bei uns zu verschaffen, müßten alle unsere Verhältnisse sich ändern. Nicht die politischen Tendenzen der Deutschen Allgemeinen sind es, die sie verbannen, denn im Grunde hat sie keine und die sie hat, sind eben nicht sehr fürchterlich, aber ihr confessioneller Grundton, ihr protestantischer Standpunkt ist es, der sie ausschließt. Die Kölnische Zeitung brachte über Oesterreich oft viel anstößigere Artikel, als die Deutsche Allgemeine, aber die Kölnische Zeitung ist von katholischer Grundfarbe und darum liegt sie hier an allen öffentlichen Orten ungehindert auf. Daß Brockhaus seine Zeitung katholisch machen oder auch nur der protestantischen Polemik das Wort darin verweigern will, ist unmöglich zu glauben.

In unserer hiesigen Journalistik wird sich mit dem neuen Jahre Nichts verändern. Der österreichische Beobachter hat sich ein Beiblatt beigelegt; es war auch die höchste Zeit, weil man sich schon lange gefragt hat, was der österreichische Beobachter eigentlich beobachtet, es wäre denn die große Beobachtung, daß der Dichter Lenau (von dessen Existenz der Beobachter nie Notiz genommen hatte) jetzt

vom Wahnsinn befallen worden, wie mit dem härtesten Ausdruck dort gemeldet wurde, als wollte er sagen: Seht, das ist das Ende dieser Albingenser- und Savonarola-Schreiber! — Der Humorist hat gleichfalls ein Industrieblatt sich beigelegt. Ist der Humor dieses Blattes Industrie oder erscheint unsere traurige Industrie Herrn Saphir so humoristisch?

Bäuerle, dessen Theaterzeitung durch die große Verbreitung der „Illustrirten", die man jetzt fast in jedem Kaffeehause Oesterreichs findet, einen großen Abbruch an Abonnenten erleidet und noch mehr zu erleiden Gefahr läuft, hat vor ein Paar Monaten angekündigt, daß er vom Neujahr an gleichfalls Illustrationen bringen werde, was jedoch schwer zu glauben ist. Der praktische Bäuerle hat gewiß die Einsicht, daß ein Wiener Blatt ähnlicher Art weder an Eleganz, noch an Stoff mit der Leipziger Illustrirten concurriren könne, da letzterer eine größere Censurfreiheit zu Gebote steht. Hier tritt wieder eines jener schreienden Mißverhältnisse unserer Censureinrichtung in's Auge. Ein einheimisches Blatt muß sich von einem fremden verdrängen lassen, weil es nicht so viel Freiheit hat, wie dieses. Es ist mit der Illustrirten, wie mit der Augsburger Allgemeinen. Nicht die Hälfte der Artikel, die diese beiden fremden Blätter bringen, würde in einem einheimischen Blatte die Censur passiren, und doch steht ihrer Verbreitung kein Hinderniß entgegen; sie werden unter denselben Bedingnissen und Vortheilen von der Post versendet, wie jedes österreichische Blatt. Ein Augsburger und ein Leipziger Verleger wird in seiner Industrie befördert und genießen Vortheile, die man dem einheimischen Verleger entzieht. Es ist die bitterste und tragikomischste Parodie der Differenzialzölle. Was auf fremden Schiffen eingeführt wird, erhält Begünstigungen, die einheimischen Schiffe hingegen sind den höchsten Zöllen unterworfen. Kuriose Politik. Erklärt uns Graf Oerindur, auch diesen Zwiespalt der Censur? —

II.

Aus Berlin.

Erste Versammlung des Localvereins für das Wohl der arbeitenden Classen. — Geologischer Verein. — Eröffnung des neuen Opernhauses. — Karl Beck's Gedichte. — Petitionen an die Stadtverordneten-Versammlung.

Die Vereine für das Wohl der arbeitenden Classen bilden jetzt den Mittelpunkt vieler Unterhaltungen, einerseits um ihrer selbst willen, da man vielfach von dem Ernste der Erscheinungen und Conflicte in den untersten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft daran gemahnt wird, etwas mit Verstand zu thun, bevor es gewaltsam und ohne Verstand geschehe, und andererseits um der Gelegenheit willen, die manchen parlamentirlustigen und gern von sich reden machenden

jüngeren und älteren Leuten dadurch geboten wird, sich hören zu lassen und ihren Durst nach Thaten für die leidende Menschheit zu stillen. O, es war ein heißer Kampf, der am vorigen Freitag in der Arena des Börsenhauses bei der ersten vorbereitenden Versammlung des Localvereins gekämpft wurde! An derselben Stelle, wo man Mittags daran gearbeitet hatte, sich die Taschen möglichst voll zu stopfen, strebte man Abends, sie möglichst zu leeren zum Wohle der Menschheit. Schade nur, daß es von vielen Worten zu keiner rechten That gekommen; nachdem eine, zwei, drei, ja ein Dutzend Reden vor unseren Ohren gehalten worden, wissen wir Ihnen heute noch eben so wenig, als vor acht Tagen zu berichten, welches eigentlich die Aufgabe und welches der Wirkungskreis der Localvereine sei. Nur so viel haben wir herausgebracht: es soll untersucht werden, ob und wo etwas zu untersuchen sei. Das ist aber weniger ein Anfang, als eine Vorbereitung, und diese, hatten wir geglaubt, sei längst schon geschehen, so daß den Versammelten in statistischen Uebersichten und populären Darstellungen eine Grundlage gegeben werden konnte, um wirklich einen Anfang zu machen. Besitzen wir doch Armenpfleger und Wohlthätigkeitsvereine genug, aus deren Mitte zunächst ein Comitè hätte gebildet werden können, um darzulegen, in wie fern überhaupt und wo insbesondere den bereits bestehenden Hilfsanstalten neue und andere — die es eben nicht auf Geldunterstützungen abzusehen haben — an die Seite treten müssen, um der Noth der arbeitenden Classen abzuhelfen. Hieraus konnte dann ein Resultat gezogen und darnach ein Statut entworfen werden, das zur Genehmigung vorzulegen war, anstatt die Versammelten über zum Theil längst entschiedene Fragen hin- und herreden zu lassen. Gegenwärtig ist nun ein provisorisches Comitè von sechs Mitgliedern erwählt, das, da es sich beliebig aus Sachverständigen zu ergänzen befugt ist, eben so gut von der Versammlung, die dabei übrigens ohne alle Garantie der Ordnung zu Werke ging, gar nicht gewählt zu werden brauchte, da die von ihr bezeichneten sechs Mitglieder in dem Comitè doch nur eine Minorität bilden werden, gegenüber einer bedeutenden Majorität von Männern, die eben Sachverständige und auch darum von überwiegendem Einflusse sein müssen. Von diesem provisorischen Comitè haben wir nun einen Statuts-Entwurf zu erwarten, der in der nächsten Versammlung berathen werden soll. Nun, ich behalte mir vor, Ihnen auch darüber zu berichten.

Ich habe Ihnen übrigens beinahe in jeder Woche von einem neuen Verein zu melden. Diesmal ist es eine „geologische Gesellschaft", die sich unter den Auspicien der Herren Kortüm, Tschirner, Lichtenstein und Lennè gebildet, deren Wirksamkeit zugleich die Unterhaltung und Verwaltung des neuen zoologischen Gartens umfassen soll, zu welcher der König zwar eine Summe bewilligt hat, die jedoch

keineswegs hinreichend ist, um alle Anforderungen zu befriedigen, die das größere Publicum an eine solche Sammlung macht, weshalb denn auch die Zulassung zum zoologischen Garten mit einem Eintrittsgelde verbunden ist.

Am bevorstehenden Sonnabend haben wir nun die Eröffnung des neuen Opernhauses und die dazu geschriebene Festoper des Herrn Meyerbeer zu erwarten. Ob ich Ihnen darüber werde berichten können, weiß ich noch nicht, da ich weder zu den Glücklichen gehöre, die auch ohne den Wunsch darnach zu äußern, Eintrittsbillets bekommen, noch zu den Vorsichtigen, die bereits nach dem Brande des alten Opernhauses Plätze zur Einweihung des neuen bestellten; noch endlich zu den Gefürchteten, d. h. zu den Theaterrecensenten, die man auf alle Weise zu schonen bemüht ist. Ich gehe so wenig als möglich in's Theater und freue mich sehr, daß es Ihnen mehr um andere, als um Theaterberichte zu thun ist, denn sonst würde ich meine Pflicht nur mangelhaft erfüllen können. Indessen, wenn etwas Bedeutendes auf der Bühne sich ereignet — was freilich selten genug bei uns vorkommt — pflege auch ich nicht unter den Zuschauern zu fehlen.

Karl Beck's Gedichte sind in dieser Woche, seitdem sie nun wirklich frei- und ausgegeben, ungemein viel gekauft und gelesen worden. Der Dichter verdient aber auch die wärmste Theilnahme des Publicums, denn er verbindet mit einer unbestreitbar reichen poetischen Ader Adel der Gesinnung und Männlichkeit des Charakters.

Hier ist jetzt sehr von Petitionen die Rede, die von hiesigen Bürgern und Einwohnern an die Stadtverordnetenversammlung gerichtet werden, um diese in ihren Ansichten zu bestärken und die Berliner Commune überhaupt zu veranlassen, bei dem Provinziallandtage diejenigen Maßregeln zu beantragen, die als unumgängliche Forderungen der vorgeschrittenen Zeit anerkannt sind. Nun, quod felix faustumque sit!

Justus.

III.

Aus Breslau.

Keine Belletristik. — Hans Köster. — „Maria von Schottland" auf der Bühne. — Gustav Freitag. — Sallet über den zweiten Theil des Faust. — Holtei und das Theater. — Ronge. — Die Provinzialsynode und die Stadtverordneten.

Sie wünschen über die hiesigen belletristischen Bestrebungen und Zustände etwas zu erfahren. Die Wahrheit zu gestehen, existiren dergleichen Dinge hier gar nicht, denn das, was sich etwa dafür ausgeben könnte, scheint nur zur Widerlegung seines eigenen Daseins vorhanden zu sein. Wir sind in der That so über alle Maßen politisch geworden, daß es zum Verzweifeln ist. Die schöne Zeit, wo uns ein

kunstreicher Triller einer Prima Donna acht Tage lang in den Ohren summte und eine ganze Heerde journalistischen Federviehs über Sonetten brüten ließ, wo ein kühner Mantelwurf des Don Juan zu ästhetischen Untersuchungen anreizte, diese Zeit ist leider vorüber und hat einer nüchternen, prosaischen Platz gemacht, die höchstens in Sachen des Gedankens sich bis zur Schwärmerei versteigt. Wir haben kein einziges, ausschließlich belletristisches Organ; eine Concession dafür ist im Besitze eines hiesigen Schriftstellers, bleibt aber wegen Ungunst der Zeit vorerst unbenutzt. Die kleinen schlesischen Localblätter bringen Novellen und Poeme in Hülle und Fülle; erstere jedoch sind aus Leipziger Blättern entlehnt, d. h. gestohlen, und letztere haben nur die Gestalt von Gedichten und sind meistens abortirte Geburten eines hungernden Dorfschulmeisters, oder eines sentimentalen Secundaners. Seit einigen Monaten umschließen die Mauern Breslaus zwar eine Persönlichkeit, welche auf den Namen eines Dichters Anspruch hat, ich meine den Gemahl unserer gefeierten Prima Donna, den dramatischen und Novellendichter, Hans Köster. Doch den können wir kaum zu den unsrigen zählen, da er möglicher Weise morgen oder übermorgen mit seinem Nachtigall-Weibchen davonfliegt. Sie kennen Hans Köster, wenn nicht anders, so doch aus den zahlreichen Recensionen, die über seine dramatischen Leistungen erschienen sind. Lernen Sie ihn auch kennen aus der Kritik, welche das hiesige Publicum über sein fünfactiges Drama: Maria von Schottland, geliefert hat. Es ging am 14. d. M. zum Benefice der reich begabten Schauspielerin Antonie Wilhelmi über die Bühne, ohne sich jedoch einen entschieden günstigen Erfolg zu erringen. Es gibt einen Beifall, der seinem Gegentheil ziemlich ähnlich sieht; das ist derjenige, der erst recht eigentlich durch Provocationen laut wird, der das Mißfallen zum Vater hat. Solch einen Beifall errang sich das Köster'sche Stück. Es ist wahr, es sind viel schöne Einzelheiten darin, aber als Ganzes läßt es unbefriedigt. Ich meine, sein größter Fehler besteht darin, daß es keinen Anfang, kein Ende, hauptsächlich aber keinen Mittelpunkt hat. Es ist kein Aufsteigen, kein Fallen darin, sondern Alles ist eben und glatt, Nichts weiter, als ein dramatisirtes Stück von Mariens Biographie. Eine andere belletristische Persönlichkeit, die sich gern einen Dichter nennen hört, ist der Privatdocent Gustav Freitag, dirigirendes Mitglied mehrerer Tanzkränzchen, patentirter Anordner aller Productionen von lebenden Bildern, Ehrenmitglied mehrerer Damenzirkel und ästhetischer Butterbemmen-Clubs, und seit einigen Wochen beehrenbecherter maitre de plaisir der Börsen-Tanzgesellschaft, kurz unentbehrliches Factotum der haute-volée. In ihn, den jungen, kaum sechsundzwanzigjährigen Mann, hat sich die ganze, politikfürchtige Periode von 1840 geflüchtet, so daß er inmitten der sich durchkreuzenden ernsteren Richtungen gleichsam als Warnungstafel für alle handwer-

kernden Schöngeister dasteht. Selbst für die poetischen Bestellungen scheint ihm der Zwirn ausgegangen zu sein, denn er veranstaltet bereits eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke in einem Bande, auf die natürlich seine zahlreiche Bekanntschaft subscribiren muß. Welcher Contrast zwischen diesem duftenden Freitag'schen Wasser und dem würzigen Gedankenweine Friedrich's von Sallet, an den wir dieser Tage wieder lebendig durch ein Schriftchen erinnert wurden! Es trägt den Titel: Zur Erläuterung des zweiten Theiles vom Göthe'schen Faust, für Frauen geschrieben von Friedrich von Sallet. Breslau, Verlag von August Schulz. Des Dichters noch lebende Gattin, Caroline von Sallet, für welche die Erklärung im Jahre 1840 geschrieben wurde, hat die Blätter der Oeffentlichkeit übergeben. Obgleich die Zeilen nur als eine Ansprache des Dichters an seine Braut betrachtet werden können und deshalb hie und da zu sehr in's Detail gehen, indeß sie über Anderes leichtfüßig hinweghüpfen, so heißen wir sie doch auf dem Markte der Literatur willkommen, weil sie uns theils einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Charakteristik des Dichters, theils auch wirklich interessante Aufschlüsse über des Altvaters mysteriöses Werk bringen. Wie beziehungsreich ist z. B. das, was er über die Scene sagt, wo Helena, die Schönheit, erscheint, „dem Faust" heißt es Seite 11, „ist es der heiligste Ernst, dem vornehmen Hofe (der beau monde) nur ein Spektakelstück. Wie ungeheuer wahr ist dieser Zug! Das Gesindel (namentlich das in den oberen Regionen) will sich eben amüsiren, und auch dazu stellt es sich sehr albern an, wie Göthe dies in dieser Stelle an der seichten, das Schöne in den Koth der Gemeinheit herabziehenden Auffassung des hohen Publicums mit beißendem Witze gezeigt hat. Diese Scene ist ihm hoch anzurechnen, weil er sonst eher geneigt ist, der Vornehmigkeit zu schmeicheln. Hier aber läßt er sie in ihrer ganzen Unwissenheit um alles Tiefe und Gediegene, in ihrer ganzen, mit dem Zuckerkand der sogenannten Bildung dünn überstrichenen Roheit erscheinen." Diese Stelle paßt auch sehr gut auf Sallet und seine innige und wahre Begeisterung und auf jene literarischen Producenten, welche ihr Lichtstümpchen mit vieler Mühe zum Glimmen bringen, nur um zarten Baumwollenstrümpfen durch den Koth des alltäglichen Lebens zu leuchten. — Sonst wüßt' ich Ihnen, was die Belletristik betrifft, nichts Nennenswerthes mehr anzuführen. Unser Theater lahmt unter der Direction des Herrn von Holtei ganz gewaltig. Es sind Stücke zur Aufführung gekommen, welche besser reponirt worden wären, z. B. der Deinhardstein'sche „Modestus", ein wahres Nattengift für das Theaterpublicum. Wie sollte aber auch ein Bühnendichter die Arbeit eines anderen richtig beurtheilen können! — Was gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit der Breslauer beschäftigt, ist der Ronge'sche Brief und die Provinzialsynode. Die Sensation, welche die energische Apostrophe

an den Bischof Arnoldi hierorts bewirkt, ist in der That eine außerordentliche. Die ultramontane Partei ist in ungewöhnlicher Aufregung, donnert von den Kanzeln und Kathedern ihre Bannflüche gegen die schlechte Presse und speit durch ihr Organ, das Schlesische Kirchenblatt, Feuer und Flammen gegen diejenigen, welche die Schaustellung des Trier'schen Rockes ein Skandal und den Ronge'schen Brief eine kühne That des Geistes zu nennen wagen. Ronge ist eben aus Oberschlesien angelangt und wird von allen Seiten, die Clique des Kirchenblatts ausgenommen, mit zuvorkommender Aufmerksamkeit behandelt. Der bescheidene, äußerst anspruchslose Priester kann sich gar nicht in all die ihm bereiteten Huldigungen finden. Nächstens haben wir eine actenmäßige Darstellung seiner Amtssuspension, von ihm selbst verfaßt, zu erwarten. Wenn ich nicht irre, erscheint sie bei Friese in Leipzig. — In entgegengesetzter Weise beschäftigt uns die Provinzialsynode. Ich kann Ihnen unmöglich die Stimmung schildern, mit der man auf die Berathungen der hohen Synhedra blickt. Hier ist es eine durch das anscheinende Gelingen reactionärer Versuche erzeugte Besorgniß, dort eine fast höhnische Ruhe, mit der man dem heraufziehenden Unwetter entgegenschaut. Sie werden bereits aus den Zeitungen ersehen haben (nicht aus unseren; die seufzen unter dem härtesten Censurdrucke), daß die Stadtverordneten in Breslau ein energisches Veto gegen die Beschlüsse der geistlichen Herren einzulegen gesonnen sind. Als dieser Beschluß in der Stadt kund wurde, sprach sich überall die freudigste Zustimmung aus. Man möchte der Regierung nicht rathen, von dieser Seite das Volk anzugreifen. Hier ist die verwundbare Stelle des sonst hornhäutigen deutschen Siegfried. —

x.

IV.

Notizen.

Mullah-Nur von Alexander Marlinski. — Wallenstein, ein Burschenschafter des 17. Jahrhunderts. — Verdrehungskunst. — Berichtigung. — Große Verlegenheit. — Auch ein Obercensurgericht. — Kampfbegierde preußischer Offiziere. — Polnische Fragen. — Die sieben Todsünden.

— Mullah-Nur heißt die zweite Marlinskische Novelle aus dem Kaukasus, die (übersetzt von Philipp Löbenstein) bei Th. Thomas in Leipzig erschienen ist. Sie spielt auf einem ganz andern Boden, als die erste (Ammalat-Beck), welche wir bereits erwähnten: nämlich unter persischen Tataren von der fanatischen Sekte der Schiiten. Auch im Orient gibt es gar friedlich gesinnte Kleinkrämer: dies sind z. B. die Einwohner von Derbent, die, unter dem Zwang und Schutz des russischen Adlers vegetirend, vom stolzen Bergadler, dem Räuber Mullah-Nur, grade so verhaßt und verachtet werden, wie in Scott's Romanen die schottischen Niederländer von den Hochländern. Der

Räuber im Orient ist allerdings noch ein gepriesener Held, der in Engpässen und Schluchten seinen Zoll erhebt, wie ein ehrenhafter Faustritter; aber die Nürenberger; d. h. die Derbenter, würden ihn dennoch hängen, wenn sie ihn zuvor hätten; Mullah-Nur ist ja schon als Sunnite verhaßt. Die Derbenter sind nun von furchtbarer Dürre gepeinigt und von Hungersnoth bedroht. Kein Gebet kann dem ehernen Himmel ein Thränchen entlocken; da verfällt ein Frommer auf die Idee, nach alter Sitte einen an Leib und Seele reinen Jüngling auf den Gipfel des Schach-Dag zu senden, daß er dort zu Allah um Regen bete und vom ewigen Schnee in einen kupfernen Krug sammle. Dieser Krug muß dann vom Jüngling nach Derbent getragen und der aufgelöste Schnee feierlich ins Meer gegossen werden. Aber wo in Derbent einen an Seel' und Leib reinen Jüngling finden? Da wählt man endlich Iskender-Beck, den schönen, Menschen- oder vielmehr Derbenterscheuen, kriegerischen Jüngling, und jener Fromme selbst muß sich vor Iskender beugen, um ihn zur Annahme des Auftrages zu bereden; er hatte den Jüngling tödtlich beleidigt, indem er ihm die Hand seiner Tochter, der reizenden Kitschkene, versagte. Iskender läßt sich noch einmal von dem frommen Mir-Ali-Fetchali betrügen und übernimmt den Auftrag, für das Versprechen, Kitschkene's Hand zu erlangen, sobald Allah die Derbenter mit Regen begnadigt. Die köstlichen Abenteuer dieser Bergfahrt wollen wir dem Leser nicht verrathen. Genug, Iskender stößt mit dem geheimnißvollen Räuber zusammen, erwirbt sich aber dessen hingebendste Freundschaft, so daß später, als, trotz des wunderbar erlangten Regens, Mir-Ali mit Hilfe eines andern Pfaffen den Jüngling um seinen Lohn betrügen will und dieser in große Fährlichkeiten verstrickt wird, Mullah-Nur es ist, der ihn rettet und ihm die geliebte Kitschkene verschafft. Eine ergötzliche Nebenrolle bei diesen Fahrten spielt Iskender Becks Gefährte, Jussuph, ein orientalischer Fallstaff. Eben so ergötzlich ist die Rolle eines mohamedanischen Pietisten Mullah Sadeck. Marlinski war, als er diese Novelle schrieb, in das asiatische Leben schon sehr eingeweiht und behandelt darum seinen Gegenstand mit größerer Freiheit als in Ammalat-Beck. Humor, Satyre und wilde Romantik reichen sich hier die Hand. Die orientalische Bildersprache lernen wir nicht blos von ihrer pathetischen Seite kennen; wir sehen sie auch mit Witz gepaart, in den Dialogen, die denen in Morier's Romanen an Kraft der Charakteristik Nichts nachgeben; die beiläufigen Bemerkungen des Verfassers sind oft umgekehrte lettres persannes. Die Naturschilderungen sind, wie in Ammalat, von hinreißender Pracht und Schönheit. Das Einzige, was unser Bedenken erregte, sind Mullah-Nur's Genieſtreiche, worin er zuweilen an unsere edlen Karl Moor'schen Räuber erinnert. Iskender dagegen ist eine Gestalt von liebenswürdiger Natürlichkeit.

— Geschichtschreiber und Geschichtsforscher streiten noch immer über Schuld oder Unschuld des berühmten Friedländers; Förster für diese, Mailath für jene. Die Beweise des Anklägers und Vertheidigers mögen gleich scharfsinnig sein. Es kommt aber gar nicht auf die Thatsachen an, die Wallenstein zur Last gelegt werden. Wallenstein mußte, in den Augen des Kaisers, schuldig sein, wenn er sich auch nicht mit Schweden oder Franzosen verband, so wie er in unseren modernen Augen unschuldig ist, denn Wallenstein war Nichts weniger als eine Art Burschenschafter des siebzehnten Jahrhunderts. Wer das nicht glaubt, lese Willkomm's „Wallenstein. Historischer Roman" (vier Theile. Leipzig, Verlag von Chr. E. Kollmann, 1844); die Ansichten und Absichten, die der gewaltige Feldherr da in kernigen und scharfen Worten von Zeit zu Zeit ausspricht, sind ja „Gesinnungen und Tendenzen", die seit 1840, in etwas courmäßiger Einhüllung, erlaubt geworden sind. Wallenstein will ein einiges Teutschland, mit einem starken Kaiser an der Spitze, und sein Streben geht dahin, das Liedlein „Fürsten zum Land hinaus" eigenmächtig aufzuspielen. Wallenstein will bei Willkomm sogar eine deutsche Flotte. — In allem Ernst aber halten wir diese Partien im erwähnten Roman, wo der Friedländer sich über das heilige römische Reich ausspricht und die eigenen Plane durchschimmern läßt, bei Weitem für die besten, und wir möchten nicht einmal mit dem Verfasser darüber rechten, daß er zuweilen des kaiserlichen Generalissimus Ideen eben so modernisirt, wie er seine Ausdrucksweise mit alterthümlicher Derbheit zugespitzt hat. Komisch war uns nur, in einigen halbpolitischen Blättern jene Reden Wallensteins aus dem Willkomm'schen Roman mit derselben gläubigen Bestimmtheit und dem Wink zur Darnachachtung citirt zu sehen, als ob sie in dem Buch eines Geschichtsforschers gestanden hätten. — Der Verfasser hat übrigens seinen Roman zwei Grafen von Waldstein-Wartenberg gewidmet. Möge das Buch sie trösten, falls sie den langwierigen Proceß, den sie als Erben des Friedländers um die confiscirten Güter desselben mit dem kaiserlichen Fiscus führen, verlieren sollten.

— Die Verdrehungskunst ist ein so allgemeines Laster geworden, daß man ihr vor Allem in jenen großen Zeitungen begegnet, die sonst auf die geschminkte Gewissenslosigkeit und französische Ungründlichkeit der kleinen Blätter am rigorösesten zu sprechen sind. Wir müssen dieses Mal ein Exempel aus der Augsburger Allgemeinen citiren. Dort wirft ein Wiener Eiferer für Tengoborski gegen Wiesner so beiläufig hin: ein Correspondent der Grenzboten habe behauptet, „die Russen hätten den Communismus erfunden." O Pater Lamormain, wenn Sie künftig eine kleine Bosheit üben wollen, ma-

chen Sie sich's nicht so leicht, lügen Sie geschickter. Wer wird Ihnen dergleichen glauben? Wenn Einer von deutschen Journalen noch so verächtlich denkt, so viel Ignoranz wird er selbst dem geringsten Winkelblatt nicht zumuthen, um zu glauben, es wisse nicht, daß der Communismus eine „welsche" Erfindung sei. Den Lesern unseres Blattes brauchen wir den Zusammenhang kaum zu erklären. Unser Correspondent in Wien debattirte darüber, daß man russische Agenten wittere, welche während der böhmischen Unruhen communistische Ideen und Begierden unter den untersten Volksclassen zu wecken suchten, um dann höhern Orts über Communismus, revolutionäre Tendenzen ꝛc. Lärm schlagen zu können. Das gibt nun Pater Lamormain kurz und bündig als: „Behauptung, die Russen hätten den Communismus erfunden." Wozu gehen wir noch bei Franzosen und Engländern in die Lehre, wenn schon ein ehrlicher Wiener Correspondent der Augsburger Allgemeinen sich so gut auf die kleinen perfiden Künste der Journalistik versteht!

— In den „Prager Skizzen" [Heft Nro. 17] wurde einem zu der Zeit, da diese verfaßt wurden, allgemein verbreiteten Gerüchte zufolge, irriger Weise angegeben, daß P. Schalk zum Protestantismus übergegangen sei und sich verehelicht habe. Derselbe ist im Gegentheil nach seiner freiwilligen, doch nicht langen Abwesenheit in seine Pfründe zurückgekehrt, vom Bischof zu Gnaden aufgenommen worden und lebt wieder ruhig und unangefochten auf seiner Pfarre in Böhmen.

— In Königsberg ist ein ganz neuer Fall eingetreten. Sei es Furcht vor der öffentlichen Meinung, oder vor den Peinlichkeiten der Stellung: es findet sich kein Censor, und man wird zuletzt einen von auswärts verschreiben müssen, wie man in Athen vor einigen Jahren einen Mann aus Frankreich kommen lassen mußte zur Bedienung der Guillotine. Oefters schon ist die Frage erörtert worden: Was ist wünschenswerther? Daß jeder ehrenhafte Gelehrte sich weigere, Censor zu werden, oder daß, wie in Sachsen, gerade die Gelehrten bereitwillig die Censur übernehmen, um sie nicht in rohere Hände kommen zu lassen? Kommt die Censur in rohe Hände, so kann sie den Schriftsteller zur Verzweiflung bringen; in schonenden und vermittelnden Händen aber wird sie den Leuten bald plausibel gemacht und erhält einen Anstrich von Würdigkeit, den sie nicht verdient. Die Halbheit ist ein so bequemer, gemüthlicher Schafpelz! Und wo gibt es eine Gemüthlichkeit, für die der Deutsche nicht mit ersterbender Verehrung und vaterländischer Anhänglichkeit zu erfüllen wäre! Am besten wär's, es fände sich zum Streichen keine rohe Hand — aus Furcht — und keine gebildete Hand — aus Ekel. Dahin muß es kommen. In

Deutschland wäre zwar auch der komische Fall möglich, daß aus Mangel an Censoren Niemand was schreiben könnte und die Druckereien eine Zeit lang stillstehen müßten. Indessen, auch das wäre kein Unglück.

— In Stuttgart war ein Buch: „Würtemberg im Jahre 1844," welches die „Dorfzeitung" eine Schmähschrift nennt, confiscirt worden. Der König las das Buch und befahl sogleich, die Beschlagnahme aufzuheben, indem seine Regierung die schärfsten Angriffe mit gutem und ruhigem Gewissen über sich ergehen lassen könne. Ein königliches Wort, wie es von Friedrich dem Großen und Joseph, dem Freunde der Menschheit, öfters gesprochen worden. Nicht das Wort Lafayette's zu Louis Philippe, aber ein ähnliches wahreres, kann man auf den König von Würtemberg anwenden: Sire, Sie sind das beste Obercensurgericht!

— Einige preußische Offiziere hatten wieder einmal das Gelüste, dem weißen Czar zu dienen und baten die russische Regierung um die Gnade, unter moskowitischer Subordination gegen die freien kaukasischen Völker fechten zu dürfen. Czar Nikolaus war indeß grausam genug, den modernen Condottieris ihre demüthige Bitte rund abzuschlagen; er weiß die tapfern preußischen Degen nicht zu schätzen. Vielleicht fürchtet er auch, sie könnten seinen eigenen Helden Nichts zu thun übrig lassen und nebenbei hinter die Geheimnisse des Kaukasus und der dortigen Kriegführung kommen. Oder — einem Manne wie Nikolaus könnten wir eine solche Empfindung zumuthen — ekelte dem Selbstherrscher vor der Dienstwilligkeit von Fremdlingen, die sich zu einer Frohn drängen, welche von Russen selbst geflohen wird? Die vor Begierde brennen, sich für „blanke Majestät" und weiter Nichts, wie Bürger singt, oder vielmehr für ein paar Epaulettes und Ordensbänder „zur Hölle hinab zu balgen?"

— In London wird der Polenball mit größtem Glanz gefeiert, in der Schweiz wird Kosciusko's Denkmal von polnischen Flüchtlingen mit rührender Andacht bekränzt. Rußland bekämpft immer noch Polen wie ein eben erobertes Land mit radicalen Maßregeln; es sucht die katholische Kirche mit List und Gewalt zu verdrängen, es unterdrückt und corrumpirt die Erziehung, es verbietet dem Adel, durch freiwillige Emancipation seiner Bauern sich moralisches Ansehen zu erwerben; es läßt keinen Polen vor dem 30. Lebensjahr heirathen, es entvölkert ganze Gebiete und legt darin russische Colonien an; und dennoch lebt im Czarthum Polen noch der schöne Wahnsinn, wie die Philister sagen, altsarmatischer Vaterlandsliebe fort; jeden

Augenblick fliegen prophetische Funken durch den „schwarzen Rauch der Schmach," und nicht blos burschikose Jünglinge sind es, sondern gereifte Männer, Bürger von achtungswerther öffentlicher Thätigkeit, die nach Sibirien wandern für Wagnisse, welche man bei uns Narrheit schelten würde. Ja! Wären wir doch solcher Narrheiten fähig! Russen und Polen sind gegen einander aufrichtig, sie täuschen sich nicht über den Stand der Dinge. In Deutschland dagegen hat man Polen begraben, obwohl man einst die lebhaftesten Sympathien dafür bekannte; es ist abgemacht. Nur ein Radicaler, denken die „Praktischen", kann noch von Polen träumen und sich mit dem Glauben schmeicheln, daß ein Volk schwerer sterbe, als eine Dynastie oder ein Häufchen Bundesbeschlüsse. Dächte man doch in manchen Dingen etwas radicaler; radical heißt ja zu deutsch: gründlich. Man scheint aber wirklich nicht daran zu denken, daß die polnische Frage auch von Deutschland eine Antwort erwarten darf, daß die beiden deutschen Großmächte bei der Vergangenheit und Zukunft Polens wesentlich betheiligt sind. Sehr bequem, sehr schlau, und doch sehr unklug ist die Ansicht einer gewissen liberal sein wollenden, stümperhaft diplomatischen Partei: Wir können uns rein waschen, der Untergang Polens ist von jetzt an blos Rußlands Schuld, denn wir benehmen uns milde und schonend an seinem Todtenbett; und es wird doch gut sein, wenn der Moskowiter dem Verwundeten den Gnadenstoß gibt, dann hat alle Verlegenheit ein Ende; und wir haben nur zugesehen. — Es könnte aber doch sein, daß der Schwerverletzte sich noch einmal erhebt und Gerechtigkeit verlangt. Wie werdet Ihr Euch dann aus dem Dilemma zwischen neuer Blutschuld und neuer Verlegenheit ziehen? Wird man so hochherzig, d. h, so redlich sein, die Schuld der Vorfahren zu bekennen? Wird man so radical, d. h. so unverkehrt und unverschroben denken, um lieber ganz gut zu machen, was durch keine Halbheit zu flicken ist? Oder wird man wenigstens im Bösen gründlich sein, wird man den Muth haben, sich offen mit Rußland zu verbünden, um den polnischen Brand, der bei der nächsten Unterbrechung des europäischen Friedens ausbricht, zu löschen? Fünfzig Jahre wird der Friede nicht mehr dauern und in fünfzig Jahren wird Posen oder Galizien eben so wenig germanisirt, wie das Czarthum Polen verrußt sein. Wer die Pläne der Steuermänner erforschen und fragen könnte: Wohinaus steuert Ihr? Vorausgesetzt, daß sie es selber wissen. Die jetzige Politik würde vermuthlich, bei einem dritten russisch-polnischen Aufstand, ihre Truppen wieder einen Kreis schließen lassen um den Schauplatz der Execution; sie würde in peinlicher Spannung zusehen; ihre Menschlichkeit würde aber nicht: Gerechtigkeit! nicht: Gnade! rufen, nicht das Urtheil umstoßen, sie würde sich darauf beschränken, der grausamen Un-

geschicklichkeit des Nachrichters zu zürnen, der das schöne Haupt nach so viel Hieben nicht vom Rumpf zu trennen weiß. Diese Politik würde den spöttischen Dank des einen und den Fluch des andern Theiles ernten; sie würde das Schauspiel eines Volks von Heimathlosen verewigen helfen, eines Volkes, das, ohne einen sogenannten Gottesmord begangen zu haben, wie die Juden in alle vier Winde zersprengt würde von seinen christlichen Brüdern, um ein ewiger lebendiger Vorwurf durch Europa zu irren und mit gerechtem Hohn jedes Herz aufzuschrecken, das seiner Heimath und seines Vaterlandes froh werden will.

— Eugen Sue's ewiger Jude hat seine Wanderung noch lange nicht beendet und der Verfasser kündigt schon wieder einen kolossalen, seinem Titel nach eben so düsterfarbigen Roman an, der mit dem Neujahr 1846 begonnen werden soll. Das Buch wird heißen: Die sieben Todsünden. Es ist nur gut, daß man schon jetzt weiß, was man zu thun hat. Man hat ein Jahr Zeit, sich zum Uebersetzen vorzubereiten; wer noch nicht fest im Französischen ist, kann's lernen; Herr Kollmann kann ein Jahr lang über die Abfassung des neuen Contractes mit Sue und Wesché nachdenken, er kann sich mit den Rechtsgelehrten besprechen, auf welche Weise er sich gegen seine künftigen Concurrenten sicher stellen soll. Aber mancher deutsche Romanautor ist bei der Nachricht von den sieben Todsünden vor Schrecken gelähmt worden und die Feder, die er in der Hoffnung auf den endlichen Tod des ewigen Juden ergriffen, entsinkt seiner Hand, wie das Schwert voreinst manchem kleinen Fürsten, wenn er von einem neuen Kriegszuge Napoleons hörte. Denn das ist nicht zu läugnen, Sue nimmt wie ein unersättlicher Eroberer alle unsere Publikümer ein, er erstürmt unsere Leihbibliotheken, er gewinnt vor Allem Stubenmädchen und Nähterinnen. Und dennoch hat selbst das Geschrei über seine französischen Charlatanerien verstummen müssen, als er, zum eigentlichen Kern der Erfindung vordringend, die Jesuiten mit Macht und Geschick zu bekämpfen anfing. Um ein französisches Talent von Sue's Virtuosität im äußern Erfolge auszustechen, gehört ein deutsches Genie. Unsere Talente sind grade innerlich und idealistisch genug, um nicht zu wirken, während der äußerliche, praktische Franzose gerade Poesie genug im Leibe hat, um zu packen. Ein deutsches Genie hat aber auch unvergänglichere Lorbeeren, wenn es einmal todt ist.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.